

D'Ufrichti [Schluss]

Autor(en): **Schmied-Marti, Frieda**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst**

Band (Jahr): **26 (1936)**

Heft 2

PDF erstellt am: **27.04.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-634156>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

bestehend aus zwei vornehm gewandeten Weißschwanzaffen und zwei groteskfarbigen Mantelaffen, und ein Urwaldschreckbild: ein riesenhafter Gorilla, der zähnefletschend vom lianenumspunnenen Mahagonistamm heruntersteigt.

*

Jedes Museum muß auf Vollständigkeit verzichten. Unser Naturhistorisches ist nur klein im Hinblick auf die Institute dieser Art in Großstädten wie Wien, Berlin, London. Aber das dürfen wir getrost sagen: das Berner Museum darf sich mit jedem andern vergleichen lassen, was die ausstellungstechnische Seite anbetrifft. Jedenfalls hat seine Leistung den Sinn und den Zweck eines Museums erfasst, nämlich: Bildungsstätte zu sein nicht nur für den wissenschaftlichen Nachwuchs, sondern für das ganze Volk. Das erreicht das Institut durch eine Anschaulichkeit, die auch dem Laien, ja dem Volksschüler noch Wertvolles zu bieten vermag. Auf die hohen didaktischen Qualitäten der geologischen Sammlung haben wir eingangs schon hingewiesen. Hinwieder schöpft die Wissenschaft aus dieser Verbundenheit mit dem Volke selber Gewinn, indem sie nicht nur getragen wird von der Sympathie des Volkes, sondern gelegentlich auch wertvolle Förderung erfährt aus Laienkreisen. Möge diese Volksverbundenheit stets der Leitstern des Naturhistorischen Museums bleiben!

H. B.

D'Ufrichti.

Von Frieda Schmied-Marti.

(Schluß.)

Auf em Dach obe hets e Stilli gäh. Das lute Braßhallere het ufgehört. Eine nom angere isch süßerli d'Leitere ahe cho. Als zämme het si im ne Chranz um e Pfarrer ufgestellt. Znöschst bin ihm 's Lisebeth un der Chriachte u näbe dra der Hans, der jung zuekünftig Ramserebur.

U dert, uf em freie Susplatz, wo die ungergänti Sunne alls verguldet het, u d'Fälber u d'Matte im schönste Grün zündet hei (es isch um e Johannistag ume gange), het der Herr Pfarrer d'Abdanfig gha: „Wärti Baulüt! Warte Bauherr! Wieder einisch chunnt e Familie us üßer Gemein i Chehr, es neus Sus z'baue. Für dä wo's breicht, isch das geng en ärnschti un wichtigi Sach. E Bärnerbur tuets nit, wenn är nit mueß. Es brucht öppis a Nase u Latte, Balke u Ziegu, bis es Seeländerburehus ungerschärmet isch. Em Ramsere Chriachtes Wald chönnt es Gschichtli erzelle, wie mängisch är im letschte Winter vier-spännig i d'Schatt-hohle un i Schwangebärgwald gfahre isch, wie die Achse drü gschlage u die Sooge grätschet hei. Es het viel zbrichte u zwärweise gä.“ —

„Hüt z'Obe si mir so wit, daß das Sus glücklich und ohni Angfehl unger Dach isch. — Mängi Hang het i Treui u Fliß ghulfe! Eini het der angere vorgwärchet. So ne Zämmewärchet mueß es sin, wenn es soll guet goh. Es mueß si alls schön yordne zum ene Ganze. Zletscht formt de ei Chopf un ei Hang d'Arbeit un d'Gedanke vo vielne Chöpf u vielne Häng! (Wim ne Susbau mueß si alls ver-hänke wie Chlätte.)

Mir dänke am hütige Obe vor allem us a üße altbewährte Hans Berger, Baumeischter. I möcht ihm un all dene flißige Lüt, wo zu däm große Wärd ghulfe hei, im Name vom Bauherr hätzliche Dank säge.

E jede Hammer Schlag, e jede Hobelzug, e jede Achschwung het dra ghulfe. Gott sägni s' Wärd vo eune Häng! Aher gäb, daß das Sus i Fried un Einigkeit chönn vollendet wärde.

Liebi Ramsere! Dir chömit us altem Buregshlächt, sid mit däm Land u Bode, wo dir druffe stanget, verwachse. Mänge Sproß us euem Gshlächt isch unger em alte Dach erwachet, groß worde, i d'Wält use cho. Aber d'Wärze vom

Ramseregshlächt si hie im Bode bliebe. Us däm Sus hei sie ihri Läbeschraft zoge.

Die, wo deheime bliebe sin, hei Matte um Matte, Aher für Aher erkämpft, erwächet un hei böds gha. Aber sie sin mit Ching u Tier u Bäume hie verwachse, mit Erde, Stei u Luft. — Der Bode het jedem gäh, wo im Aernschti si Frucht gsuecht het. — Es isch geng der glich Bode. Ewige Bode! Heilige Bode! Nüt uf der Wält het Bestand. Rume der Bode: dä blybt! — D'Häng, wo ne wärche, die ändere. D'Füß, wo drüber laufe, wärde müed. Es chöme jungi noch, u jungi Häng fahre witer, wo die alte verbliebe sin. — Der Hunger wird nit gstillt, we der Pflueg nit der Bode ufriht, we d'Häng nit der Same drü streue. Was sie ihm i Treui u Glouben gäh, git är hundertfältig ume. Das isch der Säge vom Burehandwärd! Das blybt im ewige Wächsel glich. —

Jez steit es neus Sus uf em Ramserehubel. Däm neue Sus wünsche-n-i der alt Geist. Mög witerhii Friede u Frömmigkeit, Wohlstand un Einigkeit unger däm Dach wohnen. Es Sus isch es Heiligtum. Uf e Geist chunnts a im Burehus. Dä wot gaumet sin wie s' Land.

D'Liebi wot pflanzet, der Friede ghüetet u d'Treud gweckt sin!

Mir luege em hütige Obe uf dä, wo noch chunnt, däm Sus z'warte. Der Hans treit d'Hoffnig vom neue Ramserehus. Der lieb Gott gäb ihm d'Chraft, daß är fürderhi i Treui mög bshätoh.“

Der Hans isch groß un ufrächt zwüsche de Eltere gshänge. Aher het sis falbe Hoor us der Stirne gshtriche gha. Die blaue Duge hei em Pfarrer te Blyd abgha. Me het gschpürt, wie-n-är dä hüttig Tag mitläbt, u wie das, wo der Pfarrer gseit het, ihm läbig is innerste Härz gfalla isch.

Em Lisebeth isch s' Dugewasser uber d'Bad ahe glüffe. Nes het en eim abgwüsch. „Mir danken ech, Herr Pfarrer! I möcht nume, daß dä Glückwünsch in Erfüllung gieng.“ Nes het em Herr Pfarrer d'Hang drückt, daß är gwüßt het: s' Danke chunnt vo inne use ...

Em Chriachte het es ganz s' Chini gschüttlet. Aher het der Naselumpe vüre gnoh u hert gschmükt, göb me säg: är heig unger einisch der Rhäume übercho. —

Dermit ne der Dugeblyd nit ganz ubernähm, het är mit hächer Stimm gleit: „Chömit Lüt, mir wei dänk süßerli hinger s' z'Nacht. Chömit hodet zueche!“

S'Lisebeth isch gleitig i der Chuchi verschwunde. Die Manne si no chli desume trätschet, wie wenn es ne no nit drumm wär. Aber der Chriachte het als zäme is Tenn gmuschtert, u die Lüt gheize zueche hode. D'Suppe u d'Hamme hei dür's ganz Sus us gschmückt, daß dene Lüt s' Wasser im Mul isch zäme glüffe.

Es isch nüt meh lang gange, hei s' Widihof Lisele u s' Seidmoos Breneli d'Suppe uftreit, u der Buherr het de Tische no ngshänkt.

Derwile, daß sie d'Suppe glöfflet hei, isch es no ruehig zuegange. Aber no di no hei si die Zunge glöst, pos Saderli, Donnerli!

Wo die Meitschi d'Täller gwächset hei, isch scho es Braßhaller gli, me hät mit kem Hämmerli derzwüsche chönne schloh. Die junge Meitscheni si wie ne Schwid hin u här glüffe mit Schüble u Platte. Sie hei ganz Bärge Brotis u Bohne uftreit, un i eim iche gheize use näh, u der Chriachte het mit em Gutter flißig der Chehr gmacht.

Ungereinisch, z'mitts am Aesse, het der Spängler Bänzli afoh juzzu: „Sui! Wenn i dörft, wie n-i wett!“ — Aher het schon ganz chugurundi Neugli gmacht. Scho am Nohmittag uf em Dach obe het är uber d'Fiz flagt u het der Durst in eim müesse goh lösche. Gägem Obe isch es nümme ganz kouscher gli mit ihm. Aher het es chliners Cheibli gha, un us däm Trächni, wo grad anne nit zwöi Wort vergäbe gleit het, isch e Lasseriant worde, daß nüt

e so. Wer het afoh singe, was är dänkt het: „Was wird mis Fraueli sä—ä—ge, wenn i dāwäg hei du—u—mee! Nes nimmt i der Bu—u—digg es Dferohrrr, u schlot mers uber e Gringg, daß es e Winku drinne git ... I ha drum es böses Fraueli ...“

Als zäme het glachet, aber ungereinisch het der Spängler afoh gränne. Wer het s' trunfne Gländ ubercho, un es het ne fei e so gschüttlet.

S'Visebeth isch grad mit e-re Hammeplatte zur Tür u cho. „Löt ne hinger em Tisch vüre“, het es uwirsch gseit, u zum Bänzli: „Chumm hurti i d'Chuchi use.“ — Dā het ufgha, u hinger em Tisch vüre porzet. Er het zwar schier der Bode unger de Füeße verlore. Dusse het ihm s' Visebeth es Gaffee ngshänkt, un ne nachhär i die hingeri Stube gheiße goh liege. „Me mueß nit acheshütte wie ne Große, wenn mes nume ma erlide wie ne Chlyne“, het es ne chli abkanzlet, u der Bänzli het geng nume grännet: „Du hest rächt, Visebeth, i bi nes Chalb. — Der Wy gheht mi geng um, aber es nimmt mi glich geng fräsch wieder wunger wie ner sigi.“ —

Im Tenn usse si sie-n-im du guet drinne gsi. Eis nom angere vo dene alte Lieder hei si vüre gno, u gliedet, daß es wit i d'Nacht use tönt het: Der Simelibärg u „s' Blüemli mit“, u s' alt Sigeriswilerlied.

Der Zimmerma Hausi isch unger einisch uf em Stuhl obe gftange u het brüelet: „Sillänzziumm! Zeh wei mir hölzige eis singe. Löt gseh!“

Wer het afoh liede, was zum Chropf us het möge u het derzue Tatt gschlage mit em ganze Vib, u die 8 Zimmermanne si tapfer ngfalle:

Herzallerliebste Gefellen mein,
Heut wollen wir fröhlich beisammen sein.
Nicht soll uns die harte Arbeit gereu'n,
Sie ist verrichtet, wir wollen uns freu'n.
Ei, wenn doch all Tag Aufricht und Sonntag,
Montag und Blautag wär!
Daß wir Brüder beisammen wären,
Daß wir Brüder beisammen sind! —
Gefellen sind unter uns gar verschwiegen,
Wir lassen dem Meister die Arbeit jezt liegen,
Wollen ein wenig spazieren—zieren gehn,
Uns einmal wieder die Welt so recht besehn.
Und als wir Gefellen ins Wirtshaus sind kommen,
Hat uns Frau Wirtin gar gut aufgenommen.
„Ihr lieben Gefellen—Sellen—Gefellenleut,
Rein aber! Wie mich euer Reisen freut!
Was wollt ihr essen, was trinken für nen Wein,
Soll's fränkischer, oder ein sächsischer sein?“
„Der fränkisch Wein ist ein gar gut Wein,
Den wollen wir trinken und lustig sein.“ —
Und als wir Gefellen gegessen und gesungen,
Da schickt uns der Meister den laufigsten Jungen,
Der stand in der Türe, hat einen frechen Mund
„Nach Haus sollt ihr kommen in einer Viertelstund.“ —
Und als wir Gefellen nach Haus sind kommen,
Da hat uns der Meister gar freundlich aufgenommen,
„Zum Freßsen, zum Sausen, läuft ihr ins Städtchen n'ein?
Zum Schaffen, zum Schinden, zur Arbeit hab ich kein.“
Da schnallten wir Gefellen, das Felleis auf den Rücken,
Und wanderten über die sächsischen Bräuden.
Da kommt uns nachgesprungen des Meisters Tochterlein:
„Gefellen, wollt ihr reisen? — So reiset nicht allein ...“
Der erste padt sie hurtig beim Zipfel-Zöpfelchen,
Der zweite zupft sie dreister beim blonden Löffelchen,
Der dritte streicht ihr heimlich das Zipfel-Rödelchen,
Der vierte aber nimmt sie und hebt sie zärtlich auf,
Da kommt der Meister gsprungen, schlägt mit dem Schurzfell drauf.

Ad Meister, was wollt ihr, das Mädel muß euch lassen,
Was leucht ihr, was fleucht ihr und rennt durch alle Gassen?

Die Zeit ist gar flüchtig — und in dreiviertel Jahr —, Was wollt ihr Herr Meister? Was trakt ihr in dem Haar? Reun Monde! Wie balde! — Ein kleiner Zimmergsell, Der wird auch einmal tippeln, von Biel nach Neuchâtel.“

Das het es Bravo gäh! Nume s' Visebeth u s' Breneli hei roti Bädli ubercho u chlei uf d'Sitte gluegt.

D'Muetter Visebeth het der Chopf gschüttlet u resolut gseit: „Apah! So öppis passiert nume im Düttsche usse. Singet lieber es Vaterlandsliedli.“

Aber der Murer Bärtu isch ganz ab em Chötteli gsi. Wer isch hinger em Tisch ufgeschlange, het e Gump gnoch übere Tisch übere. „Hautla! Poß Stärne Türgge! Wenn die Hölzige es Solo gäh hei, wei mir dänk o s' glich Rächt. Büre, die vor der Pflasterchellezunft! U die Steinige dörfe o mithälfe. Mir singe Maruschka, das Polenkind. Es isch z'schönschte, wo mir chöi.“ (Es isch zwar e schuderhafte Härzbrächer gsi, aber es het so rächt i die Stimmig, wo afange gsi isch, paßt. Me seit jo nit vergäbe, we der Bärner wöll lustig sn, so sing är es trurigs Liedli.)

In einem Polenstädtchen,
Da sah ich einst ein Mädchen,
Sie war gar schön!
Sie war das allerschönste Kind
Das man in Polen findet.
Ich führte sie zum Tanze,
Da fiel aus ihrem Kranze
Ein Röslein rot —,
Ich hob es auf von ihrem Fuß,
Bat sie um einen Kuß.
„Aber nein! Aber nein“, sprach sie,
Ich küsse nie.“

Und als der Tanz zu Ende,
Da reicht sie mir die Hände
Zum erstenmal.
„So nimm du stolzer Füsilier
Den Kuß von mir.
Bergiß Maruschka nicht,
Das Polenkind.“ —
Und als ich kam nach Polen
Und wollt' Maruschka holen,
Ich fand sie nicht! —
Ich suchte sie hier, ich suchte sie dort,
Fand sie an keinem Ort. —
Maruschka war vergessen —,
Und lange, lange tot.

Der Murer Bärtu het bim Singe gschwitzt wie ne Ankebättler.

Der Christe het wieder einisch de Tische noch ngshänkt. Im Tennesge si scho e ganzi Zilete lääri Verbütscherti gschlange. Dasmol isch er mit Neuchburger noch.

Wohl Mähl, dā het du die Bei unger de Tische glianne glüpft! Poß Donnerli abe nangere!

Der Heidmoos Gerdi het sis Handhärppli vüregnoch un afoh spiele. Do het me du ufs mol gseh, was zäme ghört het. Was me de so im ne settige Dugeblid nit als gseht! — Do foh die Junge am mit de Duge rede, nit nume mit em Mu u l. — Item! Der Ramsere Hans het ömu sälbi Nacht dra dänkt, daß es guet sig, es nöis Dach uber em Chopf z'ha. Wo wäge: me müeh de nit zerisch go nes Näscht boue, wenn eim der Gluscht für z'hürote sött aho.

Der Glädhodesami het allwäg o öppis dergattigs bratiget. Wer isch chragebabiavolls hinger em Tisch ghodet u het dām schuderhafte Gschüchhu zuegluegt u zueglost. Ab e einisch het er gürmlet: „he—he—he.“ Aber ufs mol rüft „Es het wieder eine! Nume zäme, was zäme wott, so hilft wieder öpper zieh am Charre.“

S'Visebeth u siner Hülfsstruppe si flätig i d'Chuchi use go Gaffeewasser blodere. Channe um Channe voll hei si agrichtet. (E Frau gseht no gli einisch, we Gaffee nötig isch.)

Nom Caffee het si das Brauch e chli gseht. Der Tanz vo de Junge isch witer gange, u d'Muetter Lisebeth, wo ändlige o z'verschnuppe cho isch, het si näbe Chrißte gseht u mit stille Duge zuegluegt. —

Sie isch im guet im Strumpf gsn. No di no isch i ihres Gesicht e stille Glanz cho. Der Hans het zwar mit allne Meitscheni es Rundli gmacht, aber me het dör hundert Zuneg düre gseh, daß är am liebschte mit em Widihof Viseli gwalzeret het.

Im Verschleifte het s' Lisebeth em Chrißte es Müpfli gäh u dütet. — Chrißte isch zwar i derige Sache nit grad vo Merkige cho u frogt zrug: „See? Was meinsch?“ — „Dumme Göhl was de bisch“, küschelet d'Muetter u dütet no einisch, das mol e chli dütliger ubere, uf e Tanzbode ...

Mendlige het du o der Chrißte begriffe, wo der Haas im Pfäffer liegt. „Ahaaa“, macht er, un i siner Mulegge isch es chlis Schmunzle cho. Gseit het är wilers nüt meh.

D'Freud u d'Überlünigi hei no müesse uschüngele, u me het die Lütli lo mache. De Alte hets zwar ase chlei geküeslet.

Aber ufs mol — es het grad zwöi gschlage — steit

der Murer Bärtu uf e Stuhl uche u wäht us mit de Arme: „So Lütli, jeh dunkt's mi, es wär aständig, we me üsem wärte Gastgäber u Bauherr nümme länger überläge wär. I wär derfür für gäge Bettehuse. Morn isch o wieder e Tag!“

I danke im Name vo der ganze Klerisei für das guete z'Macht u für dä gmuetlich Obe, u wünsch Glüd ungers neue Dach.“

„Bergältechs Gott“, seit s' Lisebeth, „es isch gärn gange. Aber jekt näht mer no der Spängler mit ech hei, süsch chunnt ne de s' Mädi mit der Latärne cho reiche u zündet ihm hei ... I gloube, es heig ihm ordli besseret.“

Wo die Lüt s' Ströökli ache sn, het der Spängler no stoher drn gluegt u feis Wort gredt.

Es isch e schöni Fröhherbschnacht gsi, u d'Sterne hei gschiene. — Ufs Mol schidt der Spängler e Tuzger zrug zum Ramserehus u brüelet: „S'Lisebeth isch halt doch es guets ...“

S' Fähnli am Ufrichtitannli uf der Firsch het im Nachtluff gwäht, un am ungere Husegge het der Hans am Widihof Viseli grad zerscht Müntschi uf sis rote Gösch drückt.

Alaska-Gold

Roman aus der Zeit der grossen Goldfunde in Kanada und Alaska von Emil Droonberg. Copyright by Hesse & Becker, Leipzig.

2

2.

Im Pavillon-Theater.

Als Escher mit seinem Begleiter nach einem kurzen Lunch in einem der luxuriösen Restaurants, wie sie seit einigen Monaten zu Duzenden in die Existenz gesprungen waren, den Weg nach dem Pavillon-Theater einschlugen, brandete wieder das Leben der Goldstadt um sie. Überall in dem Menschengewühl sah man die gar nicht zu verkennenden Gestalten der Goldgräber, die nach monatelanger harter Arbeit und Entbehrung von ihren Claims hereingekommen waren, weil die Einsamkeit und Dede ihnen allmählich unerträglich geworden waren und das Leben hier im Vergnügungs- und Geschäftsviertel von Dawson sie mit tausend verführerischen Stimmen lockte. Man sah es an ihren roten erregten Gesichtern, wie er sie gepackt hatte, dieser Hunger nach dem Leben, nach Glitter und Licht. Häufig genug sah man auch ihre armdicken, fußlangen Lederbeutel mit Goldstaub halb aus der Tasche ihrer Madinaws hervorklugen. Das war aber immer nur die „kleine Münze“ für die Ausgaben eines in tollem Taumel verlebten und mit schwerer, trunkenen Befäubung endenden Tages. Auf der Bank hatten sie noch ein halbes Duzend und mehr solcher Säcke, jeder zehnmal so groß wie dieser.

Der Rausch des Erfolges füllte die Luft wie ein Fieberhauch, den jeder einsaugen mußte. Wert und Unwert hatten ihren Maßstab verloren für die Glücklichen, die schon vor Monaten hier eingetroffen waren und einen guten Claim hatten belegen können.

Und das Fieber, das Delirium, das in ihrem Hirn brannte, sprang auch auf die andern über. Geld? Hatte das überhaupt noch einen Wert? Jeder warf es fort mit beiden Händen, und es kam doch immer wieder zu ihm zurück in dieser Form oder jener, denn täglich und stündlich floß der goldene Strom von allen umliegenden Claims in dieses Gomorrha am Klondike.

Escher sah einen Mann, den er kannte und den auch sein Begleiter kannte. Sie hatten ihn mehrfach in dem einen oder andern Lokale der Stadt getroffen und einige Worte mit ihm gewechselt. Er war einer der „Großen“ vom Klondike. Mit einer Anzahl seiner Leute und einem halben Duzend Eseln bildete er einen ganzen Zug, als er

jekt von der entgegengesetzten Richtung her die Straße entlang kam. Über die Schulter gehangen trug er eine Winchester Rifle, eine nicht ganz unberechtigte Maßnahme, da seine Esel mit Goldsäcken beladen waren.

In der Bank drängten sich die Kunden, um ihr Gold wiegen zu lassen. In Eimern, leeren Petroleumkanistern und jeder Art von Gefäß, wie es gerade zu beschaffen gewesen war, stand der kostbare Staub in Reihen hinter den Zählischen. Schwitzende Angestellte behandelten ihn mit der Gleichgültigkeit, mit der der Krämer irgendeine Ware abwägt.

Juweliere verarbeiteten ihn zu monströsen Schmudschachen, die aber den Bestellern und den gepuderten und geschminkten Schönen, für die sie bestimmt waren, als der Höhepunkt eines erlesenen Geschmades erschienen.

Noch im vergangenen Winter, im Winter von 1897/98, war das hohläugige Gespenst des Hungers durch die zu dieser Zeit noch ganz unbedeutende Stadt geschritten, unter dem Zusammenströmen der Hunderte und Tausende von Abenteurern beim ersten Bekanntwerden der großen Goldfunde. Nicht für das Doppelte ihres Gewichts in Gold konnte man eine Handvoll Bohnen kaufen. Jetzt sah man überall elegant eingerichtete Läden mit Verkaufsartikeln zu fabelhaften Preisen; die Wände der Trinksalons waren mit mächtigen Spiegeln bekleidet, und die Speisefarten wiesen in langer Liste die feinsten europäischen Delikatessen auf. Überall Verschwendung, Zurschaustellen riesiger Vermögenswerte, aber ohne jedes Prokentum. Und überall der Mann, für den das alles hier geschaffen war, der Goldgräber mit seinem Beutel von „Staub“.

Er kam in die Stadt, ungekämmt, mit langem Bart und wilden Blicden. Oftmals zerlumpt und abgerissen, aber immer mit dem Blicke des geheimen Hungers nach dem Leben in seinen Augen. Und wer diesen Blic sah, der hatte die Vision seiner Existenz da draußen in der grauen Dede auf seinem Claim und unter der täglichen Fron seiner schweren Arbeit in Schutt und Schmutz. Sah ihn bei seinen täglichen unveränderten Mahlzeiten aus Bohnen und Speck und Flapjacks. Sah ihn ausgestreckt auf seinem Lager von zerwühlten wollenen Dedden, in seiner düsteren Kabine, in der eine einzige flackernde Kerze nur die Bestimmung zu haben schien, die Finsternis um ihn herum deutlich sichtbar zu ma-